

Hugo Dingler und das Problem der Deszendenztheorie

MATHIAS GUTMANN

Die moderne Deszendenztheorie hat seit jeher besondere philosophische Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Schon in ihrer Entstehungssituation, in der Auseinandersetzung zwischen Spencer, Wallace und Darwin, zeigten sich immer wieder Versuche, erkenntnistheoretische Probleme deszendenztheoretisch zu behandeln, d.h. Probleme der Geltung in Probleme der Entstehung zu überführen. Im Rahmen des Werkes Hugo Dinglers ist die Beschäftigung mit Biologie im allgemeinen und der Deszendenztheorie im besonderen eher randständig. Dingler steht dabei im Gefolge Husserls vor einem ganz besonderen Problem. Dieser hatte in seinem Logos-Aufsatz die unüberbrückbare Absonderung geltungstheoretischer von genetischen, d.h. hier generischen Problemen festgeschrieben. Philosophie konnte danach als strenge Wissenschaft – wenn überhaupt – *nur* hinsichtlich des Geltungsproblems fundiert und begründet werden. Wir wollen uns im weiteren mit dem systematischen Versuch Dinglers beschäftigen, die Deszendenztheorie selber in philosophischer Hinsicht zu betrachten.¹ Dabei ist die Aufgabe von vornherein im Rahmen einer *prima philosophia* eine philosophische Begründung der Deszendenztheorie, keinesfalls jedoch die Einbeziehung der Philosophie in Ergebnisse oder Formen evolutionstheoreti-

1 | Wir sehen von der emphatischen Deutung Heberers (1956) ab, die in Anbetracht des engeren Arbeitszusammenhanges nicht überrascht. Damit ist vor allem sichergestellt, daß nicht von vornherein eine ganz bestimmte Form evolutionstheoretischer Beschreibung der Veränderung von Organismen zum Standard »der« Evolutionstheorie erklärt wird. Inwieweit man Heberer selber im Lichte der Synthetischen Theorie deuten kann, bleibe dahingestellt. Vgl. hierzu Juncker (2002).

schen Argumentierens oder Forschens. Das Ziel der Deszendenztheorie² besteht darin, »die kausale Erklärung des Vorhandenseins und der jetzigen Beschaffenheit des Reichs des Lebens auf der Erde« zu bestimmen (Dingler 1943: 3). Diese Auszeichnung der Evolutionstheorie als einer Begründung der Lebensentstehung und Entfaltung ist insofern hier schon als eminent bedeutsam auszuweisen, als dieses Erklärungsziel durchaus nicht notwendig als Erklärungsziel *jeder* Form von Evolutionstheorie festgehalten werden muß. Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, beginnt Dingler mit einer sehr grundsätzlichen Betrachtung, nämlich der Unterscheidung der »Fülle des Daseienden« hinsichtlich seiner Eigenschaften oder Formen. Bei den Formen sollen ideale von empirischen Formen unterschieden werden. Empirische Formen werden auch Singulare genannt, wobei diese als Erinnerungsbilder vorhandener Gegenstände oder deren Beschreibungen bestimmt sind. Im Gegensatz dazu sind universale Formen »ideell mit unendlicher Genauigkeit definierbar« (Dingler 1943: 4). Diese (*idealiter*) unendlich genauen Formen stehen den singularen Formen gegenüber, welche »nur qualitativ und empirischer Natur sind«. Für die Biologie ergibt sich damit als Gegenstandsbereich:

»Aus dem Gesagten geht hervor, daß in der Biologie so gut wie alle Formen singuläre Formen sind, speziell diejenigen, von denen die so genannte Morphologie handelt. Es zeigt sich ferner, daß es in der Natur selbst nur singulare Formen gibt, niemals universale. In der Natur nämlich ist keine Form absolut genau feststellbar, und es besteht keine Möglichkeit, das Vorhandensein solcher auch nur festzustellen. Universale Formen gibt es nur in unserem Geist, in der Wirklichkeit nur in möglichst genauer Realisierung etwa in unseren besten Meßapparaten. Das Gesamtsystem der universalen Formen habe ich als das eindeutig methodische System bezeichnet (e.n.-System).« (Dingler 1943: 5)

Die Biologie, die sich mit singularen, damit empirischen Formen beschäftigt, muß demzufolge als Wissenschaft anderen Wissenschaften *nachgeordnet* werden – etwa der Physik. Die erkenntnistheoretische Investition, die Dingler hier leistet, läßt sich als eine Variante nominalistischen Denkens rekonstruieren. Denn in der Natur, so heißt es ausdrücklich, werden singuläre Formen als *existent* vorgestellt, die universalen aber als reine Geistesprodukte bestimmt. Die Aufgabe der Deszendenztheorie besteht darin, die vorhandenen singulären Formen als *Ergebnis* einer geschichtlichen Entwicklung zu bestimmen. Die *Form* dieser Aussagen muß damit eine rekonstruktive sein. Als Mittel, solche Aussagen zu gewinnen, tritt der Umgang mit

2 | Deszendenztheorie ist mithin nicht identisch mit Evolutionstheorie.

dem kausalen Schließen auf. Wir gehen dabei von einem gegebenen Zustand, als Ergebnis der Wirkung von Ursachen, auf den Grund dieses Zustandes, als Folge dieser Ursache, zurück. Kausalität wird in Form von zwei Kausalprinzipien angesprochen, deren erstes *empirische Abhängigkeitsregeln* umfaßt, das zweite aber die *eigentlich absoluten* Kausalitäten. Empirische Abhängigkeitsregeln die, so heißt es, in ihren wesentlichen Umständen möglichst genau reproduzierbar sein sollen, werden auch als empirische Kausalitäten bezeichnet und sind solche, auf die es im empirisch wissenschaftlichen Zusammenhang im wesentlichen ankommt. Während wir im Rahmen der Naturforschung üblicherweise mit empirischen Kausalitäten arbeiten, tritt die eigentlich absolute Kausalität Dingler zu Folge nur in Form der Elementarkausalität als so genannte Gravitation in Erscheinung. Lassen wir die Diskussion des eindeutig gesicherten Systems an dieser Stelle ebenso außer acht, wie die daran angeschlossenen Probleme der Auszeichnung der Gravitation als Elementarkausalität, dann bleibt bemerkenswert die Unterscheidung zweier Typen kausaler Abhängigkeiten. Die erste dieser beiden ist die kontinuierliche oder funktionelle Kausalität. Alle Ereignisse einer Ereignisreihe sind stufenlos durch kausale Beziehungen verknüpft. Die zweite Form der Kausalität ist eine stufenweise, wobei ein bestimmter Naturvorgang zu einem »praktisch stabilen Zustand« führt (Dingler 1943: 6). Beiden Formen der kausalen Verknüpfung ist gemeinsam, daß sie nach Dingler ein Argument gegen den Vitalismus liefern. Die Einführung von Vitalfaktoren sei danach streng methodisch als unmöglich aufzuweisen. Der einzige Fall, in dem eine *causa prima* auftritt, wird bei Dingler mit dem Ausdruck des Willens bezeichnet. Der *Wille* ist dasjenige Prinzip in Anlehnung an die Husserlsche Ego-logie, welches auch im eindeutig methodischen System, eine Ausnahmestellung besitzt, da es selber nicht voll kasuiert werden kann, seinerseits aber der Grund für jede weitere in Gang gesetzte Kausalfolge ist. Mit der Gravitation als absoluter Kausalität steht damit der aktive Wille als zweites großes Wirkprinzip außerhalb des im engeren Sinne natürlichen, das heißt mit Gesetzen geregelten Zusammenhangs:

»Wir sehen, daß es eine einzige Stelle innerhalb des wirklichen Geschehens gibt, das sich der jeweiligen vollen kausalen Aufgliederung prinzipiell entzieht: Das ist mein eigener momentaner aktiver Wille. Ferner gibt es im Bereich der kausalen Denkformen eine und nur eine, welche sich einer Ableitung aus anderen solchen prinzipiell entzieht: Das ist die, welche wir die Elementarkausalität nannten. Bei allen anderen wirklichen Geschehen kann und muß nach den Prinzipien der rationalen Wissenschaft (das heißt des e-n.-Systems) nach den Gründen gefragt werden.« (Dingler 1943: 8)

Der erste Kausalschritt entsteht damit im besten Sinne durch eine vom Willen her geprägte Tathandlung.

Die Struktur der evolutionären Entwicklung

Im Gegensatz nun zu den mit einem eigenen aktiven Willen begabten Menschen, sind alle Lebewesen im strengen Sinne physikalisch wie chemisch erklärbar. Nichtmenschliche Lebewesen weisen das entscheidende Kriterium, nämlich ein eigenes aktives Ich, nicht auf. Auch dies entspricht im wesentlichen der Husserlschen Strukturierung des egologischen Arguments und zwar in einem klassisch konstitutionstheoretischen Sinn. Bemerkenswerterweise gibt Dingler nun für den Bereich des Lebendigen, das heißt des als Lebendiges den Gegenstand der biologischen Wissenschaft Bildenden, keine vorgängige Definition. Ja stärker noch, eine Definition des Lebenden im engeren Sinne ist überhaupt nicht gebbar. Als einziges zentrales Kriterium läßt Dingler die *komplizierte Struktur* und als Prozeß die Komplikation der Struktur zu. Da die Fortpflanzung der einzige Vorgang ist, den wir im Bereich des Lebendigen als Herstellung von weiterem Lebendigen kennen, muß das Entwicklungsgeschehen, auch im Sinne der Deszendenz, seinen Entstehungsgrund in der Fortpflanzung und ihrer Veränderung haben. Entsprechend werden zwei Formen der Entwicklung unterschieden, nämlich ganz klassisch die Individualentwicklung als Ontogenese und die Stammesentwicklung als Phylogenese. Phylogenese bezeichnet dann hier in methodischer Hinsicht die Kausalkette jener Lebewesen, die die Vorgänger der real existierenden Lebewesen darstellen. Die Ahnreihe ist die erzeugende Ursache der jeweils vorliegenden Formen. Phylogenese kann danach erschlossen werden, indem die zeitlich ersten Eigenschaften als Anfänge einer Reihe bestimmt werden, die zeitlich späteren als die darauf folgenden Ableitungen. Dies führt zu einer sehr starken Monophylievermutung, wobei Dingler keinen Unterschied bezüglich der Taxa formuliert, das heißt Monophylie ist hier im allgemeinsten möglichen Sinn als Einursprünglichkeit hinsichtlich des Übergangs vom Nichtlebendigen zum Lebendigen zu verstehen.

Wiewohl die Züchtung für Dingler die zentrale menschliche Praxis ist mit Bezug auf welche die Rede von Evolution letztlich nur bestimmt werden kann, nutzt er diese Betrachtung nicht für eine modelltheoretische Rekonstruktion. Die Veränderung der Erbanlagen wird durch drei verschiedene Typen von Ursachen bestimmt: zunächst durch die Veränderung der Erbsubstanz selber, insbesondere ihrer sie tragenden chemischen Substanzen; zweitens die Veränderung durch den Elternkörper bei der Geschlechtszellenbildung und drittens schließlich rein äußere Einflüsse wie etwa Wellen-

strahlen oder Temperaturen. Die Bewertung solcher Veränderung geschieht im Rahmen einer vier Möglichkeiten zulassenden Präferenzordnung. Dingler unterscheidet Veränderungen, die für die Lebensfähigkeit nützlich sind, solche, die nützlich sein können – auch für ein noch zu erreichendes Milieu, solche, die indifferent sind, und schließlich solche, die überhaupt sich als schädlich erweisen. Mutationen sind zufällig – bezüglich ihrer Folgen für das Individuum. Lebewesen werden als in Kleinmilieus angepaßt gedacht, wobei diese Kleinmilieus im wesentlichen dem Konzept der Rassenkreise als regionaler Struktur reproduktiver Einheiten entsprechen. So können in einem Großmilieu mehrere Kleinmilieus nebeneinander Platz haben. Die Lebens- oder Überlebensfähigkeit wird ausschließlich individuell definiert. Da mehrere Individuen ein Kleinmilieu belegen, mehrere Kleinmilieus ein Großmilieu ausmachen, besteht die Möglichkeit einer Verknüpfung von mikroevolutionären Veränderungen auf der Ebene der Individuen und makroevolutionären Veränderungen auf der Ebene der Großformen:

»Es muß also eine kontinuierliche Kette benachbarter Kleinmilieus so vorliegen, daß ihre Gewinnung die Lebensmöglichkeiten des Organismus stetig erweitert, aber zugleich von ihnen den stetigen einlinigen (orthogenetischen) Ausbau einer bestimmten Funktion dazu verlangt (Führungsmilieu). Ist nach einer bestimmten Anzahl von Schritten das Optimum erreicht oder würde die Weiterführung das lebensfähige Gleichgewicht des Organbaus gefährden, so kommt die Serie zum Ende und es tritt an dieser Stelle wieder ein stabilerer Zustand ein. Als Vorbedingung gehört natürlich dazu, daß das Erbegefüge überhaupt in solcher Weise mehrfach mutieren kann. Neben allen beliebigen sonstigen Mutationsmöglichkeiten (das Erbgefüge kann ja nicht wissen, ob dem Phänotypus ein geeignetes Milieu zur Verfügung steht, um eine Serienmutation mit Sinn einzuleiten. Es wird also nicht zielgerichtet mutieren, sondern stets zufällig).« (Dingler 1943: 16)

Deszendenz ist damit nicht nur als *kontinuierliche* Veränderung im Vererbungsgeschehen der Lebewesen bestimmt, sondern zugleich als sein *immanenter* Optimierungsvorgang, der innerhalb einer Großorganisation nach einer gewissen Zeit von kleinen Veränderungen zum Erliegen kommen kann.

Das biologische Hintergrundkonzept Hugo Dinglers: Das Typusproblem in der Paläontologie

Wir können nun, nach dieser allgemeinen Skizze der Überlegungen Dinglers zur Form evolutionärer Vorgänge, auf jenen Theorietyp zu sprechen kommen, der offenkundig der Gegenstand seiner methodologischen Be-

trachtung war. Das Problem, auf welches Dingler insbesondere mit seinem Konzept der Stufenkausalität anspielt, ist ein grundlegendes Problem historischer und im speziellen Fall paläontologischer Theoriebildung. Historischer Theoriebildung deshalb, weil historische, soziale oder politische Formationen offenkundig nicht einfachhin in kontinuierliche Vorgänge in ihrer Entstehung aufzulösen sind. Wesentlich interessanter für uns im gegebenen Zusammenhang ist die *paläontologische* Betrachtung. Mit dem Problem der Stufenkausalität nimmt Dingler eine Schwierigkeit auf, die seit je in der Paläontologie als Typus- oder Typenproblem bekannt ist.

Die Schwierigkeit der Darstellung paläontologischer Ergebnisse ist schon seit ihren modernen Anfängen bei Lyell und in der Weiterführung bei Darwin bemerkt worden. Während Lyell am Gradualismus als grundsätzlicher Form der Entwicklung festhält, bietet Darwin eine mögliche Erklärung der Lückenhaftigkeit des fossil records. Er geht davon aus, daß der record unvollständig *ist*, d.h. daß die im record auszumachenden Brüche und zum Teil radikalen Unterschiede der vorfindlichen Typen *nicht* Ausdruck einer kataklysmischen Entwicklung sind, wie dies von Seiten Cuviers nahegelegt wurde, sondern auf fehlende Zwischenstücke, sogenannter missing links zurückzuführen seien. Darwins Betrachtung fußt im wesentlichen auf der Nutzung der Züchtungsmetapher und des Züchtungsmodells, bei dem die Kontinuität des Vererbungsvorganges notwendige Bedingung von evolutionärer Entwicklung ist. U.a. durch Schindewolf wurde im 20. Jahrhundert (wieder) ein Theorietypus prominent, der im Gegensatz zu den Darwinschen Kontinuitätsüberlegungen die Lückenhaftigkeit des fossil records als Ausdruck einer typenartigen Entwicklung verstand. Dies wurde von Schindewolf im Rahmen seiner Typostrophietheorie mit der Dreigliederung von Typogenese, Typostase und Typolyse für verschiedene Formen gezeigt. Eines der bekanntesten Beispiele sind hierbei die Ammoniten. Dieses Konzept nimmt Heberer kritisch auf, indem er zunächst die beiden Bestimmungsmerkmale der Typostrophietheorie identifiziert:

1. »Eine Phase tiefgreifender Umbildung qualitativer Art, autonom sprunghaft, revolutiv, explosiv, also zeitlich eng begrenzt. Das Ergebnis sei ein neuer Bauplan, einer neuer Typus von der Ausgangsform wesentlich verschieden.
2. Eine Phase einer mehr kontinuierlichen konsekutiven, quantitativen, evolutiven, orthogenetischen Ausgestaltung des neuen Bauplans vorwiegend durch Anpassung an die Gegebenheiten des Gesamthabitats (adaptive Radiation i.S. Osbornes).« (Heberer 1943b: 552)

Durch diese Zweistufigkeit des evolutiven Prozesses als eines typogenetischen Prozesses ergibt sich eine sehr scharfe Trennung von Mikro- und Makrophylogenie. Während die Makrophylogenie sprunghaft die großen

Bauplanänderungen vollzieht, ist die Mikrophylogenie im wesentlichen mit der Ausgestaltung und Radiation der einzelnen Typen im Sinne von adaptiven Vorgängen erfaßt. Sehr präzise zeigt Heberer auf, daß das Typusproblem zunächst rein *sprachlich* dadurch zustande kommt, daß die einzelnen Taxa innerhalb des hierarchischen Systems als *wirklich existierende* Einheiten vorgestellt werden, so daß nach Kriterien der Art, Gattungs-, Familien-, Ordnungs-, Klassen- und Stammunterscheidung gesucht werden muß. Diesen Unterschieden muß *in der Natur* etwas entsprechen. Heberer versucht nun zu zeigen, daß zwischen Makro- und Mikrophylogenie nicht nur kein Widerspruch besteht, sondern daß sich letztlich alle makrophylogenetischen Vorgänge in mikrophylogenetische Verschiebungen der Merkmalsysteme, d.h. in kontinuierliche Einzelschritte auflösen lassen. Dabei sucht er insbesondere nach einer genetischen Begründungsmöglichkeit:

»Es ist nun aber undurchführbar, hier etwa Makro- und Mikromutation grundsätzlich zu trennen, denn der Übergang ist völlig gleitend. Es kommt hinzu, daß in Folge der für alle Gene anzunehmenden Pleiotropie (phylogenetische Vielseitigkeit) eine Mutation für ein bestimmtes Phän eine große, für ein anderes dagegen nur eine geringfügige Änderung bedeuten kann und manche Wirkungen sich dem direkten Nachweis entziehen. Das Mutationsgeschehen ist in dieser Hinsicht als absolut einheitlich zu betrachten und jene Grenzziehung künstlich.« (Heberer 1943b: 576)

Damit ist das Problem der Typostrophie als ein Scheinproblem angesprochen, dem ein eigentlich kontinuierlicher, im Sinne der damals aktuellen Genetik interpretierbarer Vorgang zugrunde liegt. Großmutationen werden von Heberer zurückgewiesen, denn bei diesen trete eine Schwierigkeit auf, die wir als ein Standardargument eigentlich populationsgenetischen Argumentierens kennen:

»Sollte dennoch wider jeder Erwartung ein solcher Mechanismus existieren, so würde für die Entstehung eines neuen Typus dieser gerichtete komplex-makromutative Vorgang mindestens zweimal in gleicher oder sehr ähnlicher Weise, nämlich je einmal jedem Geschlecht, auftreten müssen, und die betreffenden Geschlechtspartner müssen überdies noch Gelegenheit zur Paarung haben.« (Heberer 1943b: 580)

Die Erläuterungen Dingers spielen nun im wesentlichen auf die von Heberer durchgeführte Kritik an. Er versucht zu zeigen, wie mit dem Konzept der Kleinmilieus genau jener Auflösung eines scheinbar makromutagenetischen Vorgangs in eine große Zahl kleiner genetischer Veränderungen denkbar ist:

»Der Motor der Veränderung war dabei eine sehr große Reihe von ›Mutationen‹.

Kausalketten, die von einer Beschaffenheit des Milieus direkt zu einer Mutation führen, welche eine bessere Eignung des Lebewesens für dieses Milieu erzeugt, sind primär unmöglich. Die Mutationen sind relativ zum Milieu in diesem Sinne als ›zufällig‹ zu bezeichnen. Die methodische Kausalität bietet völlig hinreichende Mittel, um die Auswirkung von einer Reihe von Mutationen zu erklären, die auf eine umfangreichere Umgestaltung einer Entwicklungsreihe gerichtet ist (Serienmutation, Führungsmilieu oder Führungsumstand). Nicht alle so erworbenen neuen Merkmale brauchen für die Erhaltung der Entwicklungslinie nützlich zu sein, doch besitzen oder besaßen sie alle einmal eine selektive Bedeutung.« (Dingler 1943: 18f.)

An diesem Zitat zeigt sich zudem das eigentümliche Schwanken Dingers in der selektionistischen Ausdeutung des Typenkonzepts. Auf der einen Seite ist der Typus der Gegenstand evolutionärer Veränderung, auf der anderen Seite sind es notwendig die einzelnen Lebewesen – hier im wesentlichen mit Bezug auf biparentale Organismen. Die Population zeigt sich lediglich in der Form der Rassenkreise. Eine Verknüpfung zwischen typologischem, populationsgenetischem und individualistischem Ansatz findet sich nicht.

Methodologische Implikationen der Dingerschen Rekonstruktion

Diese sehr ausführliche Darstellung der Dingerschen Überlegungen und ihres biowissenschaftlichen Bezugspunktes in der Auseinandersetzung um das Typenkonzept Schindewolfs hat uns zunächst zweierlei gezeigt:

1. Evolutionstheorie tritt auch bei Dingler notwendigerweise als begründungspflichtige Form naturwissenschaftlichen Argumentierens auf. Sie kann selber keine Grundlegung der Philosophie oder philosophischen Denkens leisten.
2. Hinzu kommt eine eigentümliche Engführung des Dingerschen Arguments durch den Bezug auf eine spezielle wohl nur in Deutschland in dieser Form und Heftigkeit diskutierte Deszendenztheorie (Eine Ausnahme möchte hier die paläontologische Diskussion machen, die auch innerhalb der neuen Synthese einigen Wiederhall fand, siehe die Arbeiten von Simpson 1944).

Schon am Anfang hatten wir darauf hingewiesen, daß Dingler die Aufgabe der Evolutionstheorie in einer Begründung des Übergangs vom Nichtbelebten zum Belebten und dann erst in einer weiteren Darstellung der phylogenetischen Entfaltung des Organismischen sieht. Würde es sich bei der

Dinglerschen Rekonstruktion der Evolutionstheorie im Ergebnis um die Darstellung einer Rekonstruktionstheorie handeln, d.h. einer Theorie, die die Aufgabe hat, die aktual bestehende Fülle des Lebendigen in biologischer Terminologie auf bestimmte Ursprünge, besser auf bestimmte Anfänge, zurückzubeziehen, dann würde das Problem der Lebensentstehung methodologisch gar nicht auftreten können. Denn der Biologe und mithin *a fortiori* der Evolutionsbiologe kann seine Aufgabe überhaupt nur beginnen, wenn Lebendiges schon vorliegt, an dem die entsprechende Betrachtung vorgenommen werden kann. Die Entstehung des Lebendigen – hier der Ausdruck »Leben« in biologischer Terminologie genommen – ist dann selber keine Aufgabe der biowissenschaftlichen bzw. der evolutionswissenschaftlichen Betrachtung mehr. Diese auf den ersten Blick beiläufig erscheinende Verkürzung von Evolutionstheorie zeitigt bemerkenswerte Folgen. Es stellt sich nämlich nun die Frage, wie denn mit dem Menschen als *Exemplar* der Gattung *homo* umzugehen sei. Und hier heißt es in einer Schrift von 1927 bei Hugo Dingler »Es ist trivial hinzuzufügen, daß die vorstehenden Resultate auch für ein Lebewesen der Gattung Mensch gelten.« (1926: 311) Dieser Einbezug muß notwendig auch für den Autor der Zeilen selber gelten; und in der Tat:

»Wir haben im vorstehenden gesehen, daß vom Gesichtspunkte der reinen Synthese aus die lange soviel umstrittene Entwicklungslehre nicht anderes ist, als das einzig logisch mögliche und ganz selbstverständlich sich darbietende rationale Schema zur Einordnung der sog. Lebewesen in unsere rationale Gesamtweltdarstellung. Und zu den Lebewesen gehören die Menschen, die ich um mich sehe, gehöre zuletzt ich selbst. Wir haben oben gezeigt, welche unnötige, durch nichts gerechtfertigte Komplikation, welch unnötige Verdopplung aller schwierigen Fragen es darstellt, wenn wir etwa für den Menschen einen von den übrigen Lebewesen gesonderten historischen Entstehungsgang konstruieren wollten. Diese methodologische Sinnlosigkeit wird unterstrichen, wenn wir uns überlegen, wie dann sie ungezählten Übereinstimmungen mit anderen Lebewesen zu erklären sein möchten. Aber es ist auch keinerlei logisch-technischer Grund dagegen anführbar, denn der Anschluß an den allgemeinen Schematismus der Lebewesen läßt sich ohne jede Schwierigkeit durchführen.« (Dingler 1926: 330f.)

Diese Erklärung führt nun zu einem bemerkenswerten immanenten Widerspruch. Denn es war erklärt worden, daß der aktive Wille des Menschen außerhalb jeder kausalen Betrachtung stehe. Damit ergeben sich für die spezifische Einbindung des Menschen in evolutionsbiologische Betrachtung zwei Denkmöglichkeiten:

- I. In der Evolution erblickt sich die Natur durch den Menschen gleichsam

- von selbst. Dieses findet sich in metaphorischer Variante in der Rede vom Arm, welcher mit Hilfe einer Kelle aus dem Gelee der Welt Formen bilde. Dann allerdings würde die Darstellung der Form der Evolutionstheorie selber zu einem Nachvollzug der Realgenese evolutionärer Entwicklung bis hin zu ihrem höchsten Punkt des Menschen.
2. Die zweite Variante besteht darin, daß der aktive Wille nur der Ersatz für das egologisch konstituierende Ich Husserls ist. In diesem Fall wird zwar Evolution zur Idealgenese des Denkmöglichen der Formen. Zugleich aber reproduziert sich der Solipsismusverdacht, der auch den cartesianischen Untersuchungen Husserls gegenüber geäußert werden muß.

Das Hauptproblem also der Dinglerschen Darstellung der Form evolutionsbiologischen Argumentierens dürfte in der Weigerung bestehen, den Zusammenhang zwischen Typus und Individuum zwischen *type* und *token* formal so zu strukturieren, daß evolutionsbiologische Betrachtungen als materiale Explikationen dieses Verhältnisses gedacht werden können.

Literatur

- Dingler, H. (1926): *Der Zusammenbruch der Wissenschaft*, München.
- Dingler, H. (1943a): »Die philosophische Begründung der Deszendenztheorie«, in: Heberer, G. (Hrsg.), *Die Evolution der Organismen*, Jena, S. 3-19.
- Heberer, G. (1943b): »Das Typenproblem in der Stammesgeschichte«, in: Heberer, G. (Hrsg.), *Die Evolution der Organismen*, Jena, S. 545-585.
- Heberer, G. (1956): »Die Stellung Hugo Dinglers zur Evolutionstheorie«, in: Krampf, W. (Hrsg.), *Hugo Dingler*, München, S. 99-110.
- Juncker, T. (2002): »Darwinismus oder Synthetische Evolutionstheorie?«, in: Hoßfeld, U./Juncker, T. (Hrsg.), *Die Entstehung biologischer Theorien II*, Berlin, S. 209-230.
- Simpson, G. G. (1944): *Tempo and Mode in Evolution*, New York.